



TORSTEN NICODEMUS

Die
unerzählten
Fälle von
**SHERLOCK
HOLMES**

**DER FALL
MARY ELIZABETH
WATSON**

AKTIOKRAT VERLAG

TORSTEN NICODEMUS

DIE UNERZÄHLTEN FÄLLE VON
SHERLOCK HOLMES

DER FALL
MARY ELIZABETH
WATSON

LESEPROBE

AKTIOKRAT VERLAG

Hinweis

Sherlock Holmes ist eine literarische Figur von
Sir Arthur Conan Doyle.

Dieses Werk basiert auf seinen gemeinfreien Schriften und versteht sich als **freie, kreative Weitererzählung** im Respekt vor dem Originalwerk.

Dieses Leseprobe-PDF ist urheberrechtlich geschützt.

© 2026 Aktiokrat Verlag · Torsten Nicodemus

Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine unverkäufliche Leseprobe.

Kapitel 1

Marys Grab

Auch wenn inzwischen einige Jahre vergangen sind, seit meine geliebte Mary von mir gegangen ist, fällt es mir noch immer schwer, ihre Ruhestätte zu besuchen. Ich gestehe, dass ich mich an manchen Morgen in der törichten Hoffnung verliere, der Tag möge mir irgendeinen Vorwand schenken – eine dringliche Visite, ein unerwarteter Patient, ein Brief, der beantwortet werden müsse –, nur damit ich den Gang hinauszögern kann, den mein Herz längst als Pflicht anerkennt.

Und doch mache ich mich so oft, wie es mir möglich ist, auf den Weg, um ihr die Ehre zu erweisen.

Es mag wie ein sentimentales Klischee erscheinen, doch für mich war sie wahrhaftig der strahlendste Engel, der je meinen Weg gekreuzt hat. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie noch immer vor mir, wie sie damals die Baker Street betrat, zugleich voller Sorge und Mut, um Sherlock Holmes um Beistand zu ersuchen. Ich kann nicht behaupten, dass mir in jenem Augenblick die Vernunft treu geblieben wäre; denn während Holmes bereits begann, ihre Worte nach Tatsachen und Möglichkeiten zu ordnen, verlor ich – ohne

Widerstand, ohne Verteidigung – mein Herz an sie.

Damals glaubte ich, ein mittelloser Arzt könne im Angesicht des Vermögens, das sich um den „Agra-Schatz“ rankte, kaum auf ihre Zuneigung hoffen. Es schien mir absurd, ja fast vermessen, überhaupt einen Gedanken daran zu verschwenden, dass ein Mann wie ich – mit nichts als meiner Arbeit, meinem Namen und einer Handvoll ehrlicher Absichten – an die Seite einer Frau treten könne, deren Schicksal von Geheimnissen, Gefahren und einem sagenhaften Vermögen begleitet war, wie man es sonst nur aus den Legenden des Empire kannte.

Und doch erwiderte sie meine Gefühle mit einer Aufrichtigkeit, die mich tief bewegte.

Nicht lange danach nahm sie meine Hand, und wir führten ein gemeinsames Leben in einem kleinen Haus in London. Auf ihr freundliches Drängen eröffnete ich meine Praxis, und wir erfreuten uns – so kurz die Jahre auch waren – an manch friedlichem Glück, fernab der Aufregungen der Baker Street. Es gab Tage, die so schlicht waren, dass sie in keinem Bericht Erwähnung finden würden: ein gemeinsames Frühstück, ein Lachen über eine Kleinigkeit, ein Spaziergang, bei dem ihr Blick an einem Schaufenster hängen blieb, als wäre das Leben selbst etwas Kostbares, das man nicht eilig, sondern bewusst betrachten sollte.

Damals hatte ich geglaubt, dass mir das Schicksal, nachdem es mich durch Krieg und Not getrieben hatte, endlich einen stillen Hafen gewährt hatte.

Nun aber ruht sie in stiller Erde, und mir bleibt nur, in regelmäßigen Abständen an ihr Grab zurückzukehren.

Unter der Woche fesseln mich meine Pflichten, sei es als Arzt oder als Chronist der Abenteuer meines Freundes. So bleiben mir zumeist die Sonntage, an denen ich mich – das Herz schwer und doch dankbar für die Erinnerung – auf den Weg mache, um ihr Andenken zu bewahren. Diese Sonntage sind für mich nicht bloß ein Punkt im Kalender, sondern eine Art stilles Gelöbnis: Solange ich atme, soll Mary nicht vergessen sein. Nicht von mir, nicht in meinem Innern – und nicht in einer Welt, die so schnell weitergeht.

So war es auch an diesem Morgen, als ich, vom Frühstück gestärkt, die Baker Street verließ und mit einem kleinen Sträußchen in der Hand den Weg zum Friedhof einschlug.

London zeigte sich in jenem grauen Ton, den man nur in dieser Stadt findet: nicht ganz Nebel und nicht ganz Regen, sondern eine feuchte Trübung, die selbst die Geräusche gedämpft erscheinen ließ. Die Räder der Droschken zeichneten dunkle Spuren in den nassen Staub, und die Stimmen der Straßenhändler schienen aus weiter Ferne zu kommen, als sprächen sie durch einen Schleier aus Dunst.

Ich erreichte den Friedhof, trat durch das Tor und ließ die Welt hinter mir, als hätte ich eine Schwelle überschritten. Zwischen den Gräbern lag jene besondere Stille, die nicht heiter war, sondern schwer – wie ein Mantel, den man unwillkürlich enger um sich zog. Die Wege waren schmal, die Erde dunkel, und an manchen Stellen glänzte das Laub so nass, als habe die Nacht es erst eben mit Tränen überzogen.

Ich schritt zwischen den Grabreihen entlang, das Sträußchen

fest in meiner Hand, und in mir war der Wunsch, Mary zu sehen – nicht als Stein, nicht als Name, sondern als die Stimme, die mir einst „Guten Morgen“ sagte, als läge in diesen Worten das Versprechen eines ganzen Lebens.

Schon aus der Ferne bemerkte ich, dass an Marys Ruhestätte Unordnung herrschte, als hätten Wind und Zeit ihre stille Ordnung gestört.

In einem ersten, unwillkürlichen Reflex suchte ich nach Erklärungen, die mir den Schmerz ersparen konnten. Vielleicht hatte ein Sturm in der Nacht die Erde aufgewühlt. Vielleicht war ein Ast herabgefallen. Vielleicht hatte der Gärtner ungeschickt gearbeitet und vergessen, die Blumen neu zu setzen.

Doch je näher ich kam, desto deutlicher wurde mir, dass weder Wind noch Wetter für das dort angerichtete Chaos verantwortlich gemacht werden konnten.

Vielmehr schien es, als habe jemand voller blindem Hass versucht, Marys Grabstein aus seiner Lage zu wuchten. Rücksichtslos war man dabei über die zarten Pflanzen getreten, die erst unlängst auf mein Geheiß vom Friedhofsgärtner erneuert worden waren. Die Erde war aufgerissen, als hätte jemand mit den Stiefeln darin gewühlt, und ein schmaler Streifen Moos hing zerrissen am Sockel des Steins.

Für einen Augenblick stand ich wie gelähmt.

Es war nicht nur die Zerstörung, die mich traf – es war der Gedanke, dass jemand, irgendein Mensch, in der Nacht hier gestanden, an genau diesem Ort seine Hände an jenen Stein gelegt hatte, auf dem Marys Name stand. Dass er ihre Ruhe gestört hatte, als sei

selbst der Tod nicht genug.

Ich blickte mich nach allen Seiten um, in der Hoffnung, eine Gestalt zu erspähen – jemanden, der Marys Grab beobachtete, um sich an dem Leid zu weiden, das er in mir hervorgerufen hatte. In meiner Fantasie sah ich bereits den Schatten eines Mannes zwischen den Grabreihen, reglos und lauernd, wie ein Tier, das sich am Schmerz anderer nährt.

Doch natürlich blieb mein Suchen vergebens. Keine Seele war zu entdecken.

Warum jemand in solcher Rohheit ein Grab entweihte, entzog sich meinem Verstand. Nur eines wusste ich gewiss: Ich konnte und wollte diese Schändung nicht stillschweigend hinnehmen.

Den Tränen nahe und von tiefer Verzweiflung erfüllt, trat ich näher, stellte mich an den Grabstein und legte beide Hände darauf, als müsse ich ihn mit meinem eigenen Körper schützen. Der Stein war kalt, durchfeuchtet von der feuchten Luft, und als ich ihn zu bewegen versuchte, spürte ich, wie sehr er aus seiner Fassung geraten war. Meine Finger glitten über den kalten Stein, und ein Schmerz schoss mir durch die Hände, als hätte ich mich an der Kälte selbst verletzt.

Trotzdem zwang ich mich weiter.

Mit bebenden Händen und einem Atem, der mir plötzlich zu kurz wurde, versuchte ich, den Grabstein wieder in seine ursprüngliche Lage zu bringen. Die Anstrengung ließ meine Schultern brennen, und doch schämte ich mich beinahe dafür, dass ich überhaupt Kraft aufwenden musste – als sei jede Anstrengung, die Mary galt, zu gering.

Nachdem es mir mit einiger Mühe gelungen war, den Stein wenigstens halbwegs aufzurichten, trat ich einen Schritt zurück. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich das Sträußchen hatte fallen lassen. Die Blumen lagen zerdrückt im feuchten Gras, als hätte der Friedhof selbst sie verschlingen wollen.

Ich hob sie auf, so behutsam, als würde ich damit etwas Zerbrechliches retten, und legte sie auf die kühle Steinplatte.

Behutsam strich ich mit den Fingern über die eingravierten Buchstaben ihres Namens, als könne ich durch diese Geste die Erinnerung an meine geliebte Mary Elizabeth lebendig halten. Jeder Buchstabe schien mir eine kleine Wunde.

Mary. Elizabeth. Watson.

Und in diesem Augenblick, so sehr ich es auch für eine Einbildung hielt, war mir, als sei die Welt um mich herum noch stiller geworden.

Nur wenige Minuten später fand ich mich sowohl beim Friedhofsgärtner als auch beim Wächter ein. Beide erklärten übereinstimmend, sie hätten nichts Verdächtiges bemerkt, noch sei ihnen in der fraglichen Nacht jemand aufgefallen. Der Gärtner war ein gutmütiger Mann mit breiten Händen und einem Gesicht, das mehr Sonne verdient hätte, als London ihm gewöhnlich gewährte. Der Wächter dagegen wirkte abgeklärt, als wären Schändungen, Diebstähle und andere Rohheiten für ihn längst Teil der Ordnung der Dinge.

„Ein typischer Fall von Vandalismus, Sir“, meinte der Wächter achselzuckend, während er seinen Hut zurechtrückte.

Das Wort „typisch“ traf mich wie eine Ohrfeige.

Auch wenn ich nichts in der Hand hatte, was das Gegenteil bewies, wollte mir der Gedanke an bloßen Übermut nicht recht einleuchten. Etwas an der rohen Gewalt, mit der das Grab entweiht worden war, sprach gegen die Willkür jugendlicher Raufbolde. Es trug nicht den Charakter einer Laune oder eines zufälligen Ausbruchs; es war gezielt, es war wütend – und, auf eine Weise, die mir den Magen zusammenzog, persönlich.

Ohne weiteres Aufhebens verließ ich den stillen Ort, ohne auch nur einen Stein oder Zweig an seinen Platz zu rücken. Dem Gärtner jedoch hatte ich das Versprechen abgenommen, Marys Grab noch heute in den alten Stand zurückzusetzen.

„Es ist eine Schande“, brummte er, während er sich bereits daranmachte, die zertretenen Pflanzen aufzuheben und die verwüstete Stelle zu glätten.

Seine Stimme war ehrlich empört, doch sie konnte nicht begreifen, was ich begriff: dass es sich nicht um zerstörte Pflanzen handelte, sondern um zerstörte Würde.

An gewöhnlichen Tagen benötigte ich zu Fuß etwa zwanzig Minuten vom Friedhof bis zu unserer Wohnung. Doch an diesem Morgen, so schnellen Schrittes war ich unterwegs, erreichte ich sie bereits nach einer Viertelstunde. Ich bemerkte kaum, wie ich an Menschen vorbeiging; ich hörte kaum die Geräusche der Stadt. Alles in mir war auf einen einzigen Gedanken gerichtet: Holmes.

Ebenso entschlossen wie aufgewühlt betrat ich den Hausflur. Mrs. Hudson, unsere wackere Vermieterin und treue Seele, empfing mich mit einem freundlichen Lächeln.

„Doktor Watson, ich hoffe, Sie hatten ...“, begann sie, doch im selben Augenblick erkannte sie meine Anspannung, und ihr Lächeln erlosch. „Ist alles in Ordnung? Sie wirken so aufgebracht.“

„Das bin ich auch“, entgegnete ich knapp und begann bereits, die Treppe hinaufzusteigen, die zu Holmes’ und meiner Wohnung führte. Ohne ein weiteres Wort ließ ich Mrs. Hudson zurück, die mir verwundert nachsah.

Nicht selten kam es vor, dass Holmes meine Abwesenheit nutzte, um sich im Spiel auf der Violine zu üben, während ich Marys Grab besuchte. Auch an diesem Morgen hatte er seine Stradivari bereits aus dem Etui genommen und sie an jenem Fenster abgelegt, an dem er gewöhnlich stand, wenn er spielte und zugleich mit scharfem Blick das Treiben auf der Straße beobachtete.

Als ich das Zimmer betrat, saß Holmes bereits wieder in seinem Lehnstuhl, die Stradivari neben sich. Der Geruch von Tabak lag in der Luft, und das Tageslicht, das durch die Scheiben fiel, zeichnete einen blassen Streifen auf den Teppich, als wolle es die Grenze zwischen Ruhe und Unruhe markieren.

Holmes musterte mich mit jenem raschen, alles erfassenden Blick, der mir stets das Gefühl gab, als könne er meine Gedanken lesen. Zunächst sagte er nichts. Doch ich erkannte an der kleinen Veränderung seiner Haltung, an der kaum merklichen Spannung seines Nackens, dass er meine Erregung nicht nur bemerkte – er ordnete sie bereits ein.

„Sie sehen aus, mein lieber Watson, als hätten Sie eine Begegnung hinter sich, die Sie noch immer in Aufruhr hält“, bemerkte er

ruhig.

„Holmes“, begann ich, und zu meinem Ärger zitterte meine Stimme mehr, als mir lieb war, „Marys Grab ist geschändet worden. Jemand hat versucht, den Stein aus seiner Fassung zu rücken, die Bepflanzung zertreten – es war ein Anblick, der mir das Herz zerriß.“

Für einen Augenblick legte sich ein Schatten auf Holmes' Züge.

„Ihre Frau war eine edle und sanfte Seele“, sagte er leise, und seine Stimme trug mehr Wärme als gewöhnlich.

Dann richtete er sich auf und schüttelte kaum merklich den Kopf, als schüttle er nicht nur einen Gedanken, sondern auch eine Regung ab, die er sich nur selten gestattete.

„So schmerzlich es für Sie sein mag, Watson“, fuhr er fort, „doch sehe ich hierin nichts weiter als einen Akt roher Mutwilligkeit. London ist voller liederlichen Gesindels, das in der Nacht auf Friedhöfen sein Unwesen treibt.“

Seine Worte waren sachlich, beinahe kühl – und gerade deshalb trafen sie mich.

„Sie glauben also, es sei bloßer Vandalismus?“, rief ich. „Wie könnte jemand auf den Gedanken kommen, gerade Marys Ruhestätte in solcher Weise zu entweihen?“

Holmes zog an seiner Pfeife und ließ den Rauch langsam entweichen.

„Welchen Grund sollte es geben? Keinen, den wir annehmen müssten, solange nicht weitere Anzeichen vorliegen.“

Ich wollte widersprechen. Ich wollte ihm sagen, dass Mary nicht irgendein Name war, nicht irgendein Stein, nicht irgendein Grab,

das zufällig im Dunkeln lag. Doch ich kannte meinen Freund gut genug, um zu wissen, dass ich ihn mit Empörung nicht bewegen würde. Holmes reagierte nicht auf Emotionen – er reagierte auf Tatsachen.

Den Rest des Nachmittags verbrachten wir damit, die Frage zu erörtern, aus welchem Grund jemand das Grab meiner geliebten Frau entweihen sollte. Wir sprachen über Möglichkeiten, über die üblichen Täter und über die bitteren Seiten Londons. Doch war mir bewusst, dass Holmes diese Unterhaltung weniger aus innerem Antrieb führte als vielmehr, um mir beizustehen.

Für ihn hatten Spekulationen ohne greifbare Tatsachen keinen Wert, und er hielt es für zwecklos, ein Warum zu ergründen, solange kein Wie vorlag.

Gleichwohl war es gerade diese Nachsicht, die mir zeigte, dass Holmes und ich mehr als bloße Gefährten in der Arbeit geworden waren. In solchen Stunden offenbarte sich, dass wir wahre Freunde waren.

Denn selbst wenn er es nicht aussprach, wusste ich: Sollte aus meiner Trauer ein Fall werden, würde Sherlock Holmes ihn bis zum Ende verfolgen.

Kapitel 5

Thaddens Sholtos Furcht

Kaum hatten wir die Baker Street wieder erreicht, als mir der Eindruck nicht weichen wollte, die Kälte des Friedhofs und die dumpfe Atmosphäre von Scotland Yard seien uns bis in unsere Wohnung gefolgt.

Der Himmel hing noch immer tief über London, und der Regen hatte sich zwar in ein feines Nieseln verwandelt, doch blieb die Stadt in jenem grauen, klammen Zustand, der selbst Geräusche gedämpft erscheinen ließ. Die Räder der Droschken klangen wie durch Watte, die Stimmen der Passanten verschwammen im Nebel, und selbst der Atem der Menschen schien schwerer zu gehen, als hätte die Luft beschlossen, alles Lebendige an sich zu binden.

Holmes ging die Stufen zu unserer Wohnung schneller hinauf, als es seine sonstige Gelassenheit erwarten ließ. Er sagte kein Wort – nicht, weil er nichts zu sagen gehabt hätte, sondern weil sein Verstand längst auf jener unsichtbaren Ebene arbeitete, auf der er Spuren und Zusammenhänge ordnete, ohne dass äußere Eindrücke ihn zu stören vermochten.

Ich hingegen war nicht imstande, meine Gedanken zu ordnen.

Zu frisch war der Anblick von Marys geschändetem Grab in meinem Gedächtnis. Zu deutlich lag vor meinem inneren Auge noch immer der verrückte Grabstein, die zertretenen Pflanzen und die rohe Gewalt, die sich an einem Ort ausgetobt hatte, an dem selbst die niederträchtigsten Menschen gewöhnlich schwiegen.

Und nun war Captain Morstan betroffen.

Der Vater meiner Mary.

Als hätte man beschlossen, nicht nur den Tod zu entehren, sondern auch die Erinnerung.

Mrs. Hudson öffnete uns die Tür, kaum dass wir geklopft hatten. Ihr Blick glitt prüfend über unsere Gesichter, und sie ahnte augenblicklich, dass uns etwas Schweres beschäftigte.

„Oh, Mister Holmes ... Dr. Watson ...“, begann sie zögernd, doch Holmes war bereits an ihr vorbeigegangen, als wäre jede weitere Sekunde, die er im Hausflur verlor, ein Luxus, den er sich nicht leisten konnte.

Wir traten in unser Zimmer, und ich wollte gerade meinen Mantel ablegen, als ein hastiges, unregelmäßiges Klopfen durch den Flur hallte.

Nicht das ruhige, beherrschte Klopfen eines Mannes, der wusste, dass er willkommen war.

Sondern das fieberhafte Pochen eines Menschen, der sich verfolgt glaubte.

Mrs. Hudson war es, die zuerst zusammenfuhr. Sie blieb im Türrahmen stehen, die Hände an der Schürze, und rief mit einer Stimme, die ihre Sorge kaum verbergen konnte:

„Es ... es ist jemand unten, Mister Holmes. Er wirkt völlig außer sich.“

Holmes hatte kaum den Kopf gedreht, als bereits Schritte auf der Treppe polterten – ungeschickt, unsicher, als stiege ein Mensch hinauf, dessen Knie ihm nicht mehr gehorchten.

Dann ging die Tür auf.

Thaddeus Sholto trat ein.

Ich hatte ihn seit Jahren nicht gesehen. Die Zeit war mit ihm nicht gnädig umgegangen.

Er war bleicher, als ich ihn in Erinnerung hatte – nicht das gewöhnliche Blass eines Mannes, der zu wenig Sonne sah, sondern jenes ungesunde, graue Blass, das entsteht, wenn Angst sich dauerhaft in den Körper einschreibt. Seine Augen wirkten größer, weil sein Gesicht eingefallen war, und in seinem dünnen Schnurrbart lag eine merkwürdige Unordnung, als hätte er in der Eile vergessen, sich auch nur den Anschein von Würde zu geben.

Seine Hände zitterten, während er den Hut krampfhaft zwischen den Fingern drehte.

Er schloss die Tür hinter sich nicht einmal richtig, sondern blieb wie gelähmt stehen, als müsse er erst begreifen, dass er tatsächlich dort war – in der Baker Street, im einzigen Zimmer Londons, in dem er hoffen durfte, nicht ausgelacht zu werden.

„Mister Holmes ...“, stieß er hervor.

Holmes erhob sich langsam.

Er sagte nichts und machte keine einladende Geste, doch seine bloße Haltung hatte etwas Beruhigendes – die kühle, unerschütterliche Selbstverständlichkeit eines Mannes, der nicht daran zweifelte,

dass jedes Rätsel lösbar war.

„Setzen Sie sich, Mr. Sholto“, sagte er schließlich ruhig. „Sie sehen aus, als seien Sie nicht gekommen, um mir die Tageszeit zu nennen.“

Sholto sank förmlich in den Stuhl, als wären ihm in diesem Augenblick die letzten Kräfte ausgegangen. Er wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn, doch seine Finger zitterten so stark, dass er es kaum festhalten konnte.

„Es ist nicht nur ... nicht nur das Grab meines Vaters“, brachte er hervor, und ich hörte deutlich, wie seine Stimme zwischen Scham und Panik schwankte. „Auch ... auch das meines armen Bruders Bartholomew ist in der letzten Nacht geschändet worden!“

Holmes' Blick wurde schärfer.

„In Norwood?“, fragte er knapp.

Sholto nickte hastig.

„Ja ... ja! In Norwood! Ich ... ich habe es selbst gesehen. Sie haben die Erde aufgewühlt, Mister Holmes, und ...“ Er schluckte schwer. „Es war nicht so, wie man es von gewöhnlichem Vandalismus erwarten würde. Es war zielgerichtet. Als hätten sie etwas gesucht.“

Bei diesen Worten bemerkte ich, wie Holmes sich kaum merklich vorbeugte.

Es war jener Augenblick, in dem aus einer Vermutung eine Spur wurde.

„Erzählen Sie mir alles“, sagte er.

Sholto atmete hastig aus, als hätte er Angst, der nächste Satz könne ihm im Hals stecken bleiben.

„Ich erhielt am frühen Morgen eine Nachricht von dem Wächter. Er meinte zunächst, es sei nicht der Mühe wert, mich zu befehlen. Doch da mein Name im Register stand ...“

Er brach ab, presste die Lippen zusammen und blickte zu mir, als suche er in meinem Gesicht jene menschliche Regung, die er bei Holmes vielleicht nicht zu finden glaubte.

„Ich bin kein tapferer Mann, Dr. Watson“, sagte er heiser. „Mein Bruder war es nicht ... und ich ... ich bin noch weniger. Aber ich musste es sehen. Ich musste wissen, ob es wirklich wahr ist.“

Er fuhr sich mit den Fingern durch das Haar. Die Bewegung war die eines Menschen, der innerlich zerbrach und es nicht verhindern konnte.

„Es war, als hätte man uns ... als hätte man unsere Familie wieder an den Pranger gestellt, Mister Holmes. Als wäre das, was damals geschah, nie wirklich vorbei gewesen.“

Holmes ließ einen dünnen Faden Rauch aufsteigen.

„Sie sprechen von dem Agra-Schatz“, sagte er ruhig.

Sholto zuckte zusammen, als hätte das Wort selbst ihn getroffen.

„Ja!“, flüsterte er. „Ja, davon spreche ich. Von all dem Blut ... all dem Elend ... all dem Fluch, der auf diesem verfluchten Vermögen lag!“

Er sprang halb aus dem Stuhl auf und stützte sich am Tisch ab, als müsse er verhindern, zu Boden zu sinken.

„Mister Holmes, ich beschwöre Sie“, brachte er hervor. Nun war es keine Höflichkeit mehr, keine Form – sondern eine nackte Bitte. „Finden Sie den Schuldigen, ehe auch wir Lebenden Opfer dieses finsternen Rachefeldzuges werden.“

Holmes musterte ihn lange und reglos.

Dann legte er die Pfeife zur Seite, erhob sich und trat ans Fenster.

Unten bewegte sich London weiter, als wäre nichts geschehen. Menschen gingen ihren Geschäften nach, Kutscher fluchten über den Regen, Händler priesen ihre Waren an.

Doch in diesem Zimmer, in diesem Augenblick, lag das Gewicht einer Vergangenheit, die nicht ruhen wollte.

„Mr. Sholto“, sagte Holmes schließlich, ohne sich umzudrehen, „Sie haben recht daran getan, zu mir zu kommen.“

Er drehte sich langsam um, und seine Augen hatten jenen kalten Glanz, den ich kannte, wenn er einen Gegner gewittert hatte.

„Lestrade mag es Vandalismus nennen“, fuhr er fort. „Er kann es meinetwegen auch einen Streich betrunkenen Dockarbeiter nennen. Doch ich nenne es, was es ist.“

Er machte eine kurze Pause.

„Eine Botschaft.“

Sholto starrte ihn an.

„Eine Botschaft?“, wiederholte ich.

Holmes nickte.

„Jemand schändet nicht zufällig die Gräber jener Männer, die in direkter Verbindung mit dem Agra-Schatz standen“, sagte er. „Morstan. Sholto. Und als Nächstes ...“

Er ließ den Satz in der Luft hängen.

Dann sah er zu mir.

Für einen Moment lag etwas in seinem Blick, das ich nur selten an ihm wahrnahm: nicht Mitleid, nicht Wärme – sondern ein stilles

Verständnis.

„Watson“, sagte er leise, „Ihre Mary war Teil dieser Geschichte. Und man hat ihr Grab nicht aus Übermut angerührt.“

Ich fühlte, wie mir das Blut in die Schläfen stieg.

Sholto hingegen begann zu zittern wie ein Mann, dem man soeben den Boden unter den Füßen weggezogen hatte.

„Dann ... dann wird es weitergehen“, flüsterte er.

Holmes griff nach seinem Mantel.

„Ja“, sagte er nur. „Wenn wir es nicht aufhalten.“

Er wandte sich wieder Sholto zu.

„Sie werden heute nicht allein nach Hause gehen, Mr. Sholto“, entschied er mit ruhiger Selbstverständlichkeit. „Und Sie werden mir den Namen des Wächters nennen, der Sie verständigt hat. Außerdem werden Sie mir sagen, ob Ihnen in den letzten Tagen jemand gefolgt ist, ob Sie Briefe erhalten haben oder ob Ihnen eine verdächtige Gestalt in der Nähe Ihres Hauses aufgefallen ist.“

Sholto stammelte etwas, nickte mehrfach und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Doch es war, als sei sein Geist in einem Kreis aus Angst gefangen.

Holmes hingegen war bereits in Bewegung – nicht mehr der gelangweilte Mann von gestern, nicht mehr der Detektiv ohne Fall, sondern der Jäger, der endlich wieder Witterung aufgenommen hatte.

„Und jetzt“, sagte er knapp, während er seinen Hut griff, „fahren wir nach Norwood.“

Er sah mich an.

„Watson – nehmen Sie Ihren Mantel.“

Ich griff danach, und während ich ihn überstriefte, spürte ich, wie sich in mir eine kalte Gewissheit festsetzte.

Dies war nicht nur ein Fall.

Dies war eine Abrechnung.

Und London, diese große, gleichgültige Stadt, würde erst begreifen, wie ernst die Lage war, wenn das nächste Grab geschändet wurde.

Möchtest du wissen, wie es weitergeht?

Der vollständige Roman ist jetzt erhältlich.

Alle Kaufmöglichkeiten findest du auf unserer Webseite:

<https://aktiokrat.com/de/series/die-unerzaehlten-faelle-von-sherlock-holmes>

Vielen Dank, dass du die Leseprobe gelesen hast.

Wir hoffen, du bist genauso gespannt auf die
Fortsetzung wie Holmes und Watson!